



Klein Tobrah.

Von Rudyard Kipling.

Mit besonderer Erlaubnis dem neu erschienenen prächtigen Buche von Rudyard Kipling: „Dunkles Indien“, Verlag von Paul List, Leipzig, entnommen.

„Der Kopf des kleinen Gefangenen reichte nicht einmal bis zur Anklagebank,“ berichteten die Zeitungen; viel mehr stand nicht darin, denn wen hätte der Fall eingehend interessiert? Man kümmerte sich um Leben und Tod Klein Tobrahs so wenig, wie um das Schicksal eines Strohhalmes.

Die Herren im roten Hause sahen den ganzen langen, heißen Nachmittag hindurch über ihn zu Gericht, und wenn sie eine Frage an ihn richteten, verbengte er sich nur bis zur Erde und wimmerte.

Das Urteil lautete auf Freispruch aus Mangel an Beweisen, und der Richter bestätigte es. — Die Leiche der Schwester Klein Tobrahs war allerdings auf dem Grunde des Brunnens gefunden worden, und Klein Tobrah war zu jener Zeit das einzige menschliche Geschöpf auf eine halbe Meile im Umkreis gewesen, der als Täter in Betracht kommen konnte, aber immerhin schien es nicht unmöglich, daß das Mädchen durch Zufall verunglückt war.

Deshalb wurde Klein Tobrah freigesprochen, und man sagte ihm, daß er nunmehr gehen könne, wohin er wolle.

Das klang sehr großmütig, war es aber nicht, denn wohin hätte Klein Tobrah gehen sollen? Er hatte nichts zu essen und nichts anzuziehen.

Er trollte sich hinaus auf den ungezäunten Hofplatz, setzte sich auf den Brunnenrand und dachte darüber nach, ob ein Sturz in das schwarze Wasser da unten, nebst darauffolgendem unfehlwilligen Tauchen eine gewaltsame Reise über ein anderes, noch schwärzeres und wesentlich größeres Gewässer nach sich ziehen würde, da kam ein Stallknecht des Weges und legte einen leeren Futterbeutel auf die Steine.

Klein Tobrah war sehr hungrig und klaubte daher die wenigen feuchten Körner heraus, die das Pferd übrig gelassen hatte.

„O, du Dieb, du! — Und eben erst den Schrecken des Gerichts entronnen!“ sagte der Stallknecht. „Komm her, Bursche!“ — Er nahm Klein Tobrah am Ohr und führte ihn zu einem dicken, großen Engländer, der sich

folglich die Geschichte des Diebstahls ausführlich erzählen ließ.

„Ja!“ rief der Engländer, sodann dreimal hintereinander. Möglich auch, daß er einen stärkeren Ausdruck gebrauchte. „Steck ihn ins Netz und nimm ihn mit nach Hause.“

So wurde denn Klein Tobrah in einem Netz in einen Karren geworfen und nach dem Hause des Engländers gefahren; er zweifelte keinen Augenblick, daß er dort wie ein Schwein abgestochen werden sollte. Aber der Engländer sagte nur wie vorhin dreimal „Ja!“ und fügte gleich darauf hinzu: „Nasses Getreide! Pst! Teufel. Man füttere den kleinen Bettler! Wir wollen einen Reitburschen aus ihm machen. Nasses Getreide! So was! Es schreit zum Himmel.“

„Erstatte Bericht über dich!“ befahl der Oberstallknecht würdevoll, nachdem Klein Tobrah die ihm vorgelegte Mahlzeit verschlungen hatte, und während die Dienerschaft in ihrem Quartier hinter dem Hause der Ruhe pflegte. „Du scheinst nicht der Junst der Beireiter und Pferdepfleger anzugehören, trotzdem dein Appetit dafür spricht. Was hast du mit dem Bericht zu tun gehabt und warum? Heraus mit der Sprache, kleiner Teufelsprohling!“

„Ich hab nicht genug zu essen gehabt,“ sagte Klein Tobrah ruhig. „Hier aber ist alles prachtvoll.“

„Mach keine Umschweife!“ mahnte der Oberstallknecht, „sonst mußt du den Stall des großen Fuchshengstes auspusten, und das Buder beißt wie ein Kamel.“

„Wir sind Telis — Delpresser —“ berichtete Klein Tobrah und scharrte dabei mit den Fehen in dem Sand. „Wir waren alle Telis, mein Vater, meine Mutter, mein vier Jahre älterer Bruder und die Schwester.“

„Dieselbe, die man tot im Brunnen gefunden hat?“ fragte einer der Leute, der von der Verhandlung gehört hatte.

„Dieselbe, ja!“ bestätigte Klein Tobrah ernst. „Dieselbe, die tot im Brunnen gefunden wurde. Einmal — ich weiß nicht mehr wann — ist eine Krankheit in unser Dorf gekommen, wo die Delpresse gestanden hat. Die Schwester hat es zuerst befallen und, als sie aufstand, hatte sie das Augenlicht verloren. Denn es war mata — die Blatternkrankheit — gewesen. Dann sind mein Vater

und die Mutter daran gestorben. Nur wir sind übrig geblieben: mein Bruder, der damals zwölf Jahre alt war — und meine Schwester, die nicht mehr hat sehen können, und der Dohse und die Delpresse. Nach und nach haben wir es fertig gebracht, wieder Del zu pressen wie früher. Aber Surjun Das, der Kornhändler, hat uns beim Geschäft betrogen und dann war der Dohs immer so widerspenstig. Wir haben ihm Ringelblumen für die Götter auf den Nacken gelegt und auch auf den großen Mahlbalken unterm Dach, aber wir haben trotzdem nichts verdient. Surjun Das war ein harter Mann.“

„Bapri-bap!“ murrt die Frauen der Pferdeknechte, „ein Kind so zu betrügen! Aber wir kennen sie ja, diese Bunnialeute!“

„Die Presse war schon alt,“ fuhr der Kleine fort, „und wir hatten nicht viel Kraft, mein Bruder und ich. Und wir konnten auch nie den Balken im Bügel festmachen.“

„Das glaub ich gern,“ fiel die aufgedonnerte Gattin des Oberstallknechts redselig ein und trat in den Kreis. „Das ist eine Arbeit für kräftige Männer. Als ich noch nicht verheiratet war und im Haus meines Vaters —“

„Still, Weib!“ befahl der Oberstallknecht. „Fahr fort, Bursche!“

„No, weiter nichts!“ sagte Klein Tobrah. „Nur eines Tages — ich weiß nicht mehr wann — da hat der große Balken das Dach heruntergerissen. Mit dem Dach ist ein großer Teil der Hauswand eingefallen und dem Dohsen auf den Rücken. Es hat ihm das Kreuz abgeschlagen. Wir hatten dann weder Haus mehr, noch die Presse, und auch den Dohsen nicht mehr — mein Bruder und ich und die Schwester, die blind war. — Wir sind weinend fortgezogen, Hand in Hand, quer über die Felder und hatten nur sieben Ananas und sechs Pies Geld. Dann sind wir in ein Land gekommen, da war Hungersnot. Ich weiß nicht mehr, wie das Land geheizen hat.“

— Eines Nachts, als wir schliefen, hat mein Bruder die fünf Ananas, die wir noch hatten, genommen und ist davon. Ich weiß nicht, wohin er gelaufen ist. — Der Fluch meines Vaters komme über ihn. Ich und meine Schwester sind in die umliegenden Dörfer betteln gegangen, aber niemand hat uns etwas gegeben: Immer hats geheizen: „Geht

zu den Engländern, die werden euch etwas geben.“ — Ich hab nicht gewußt, was Engländer sind; ich hab nur einmal sagen hören, sie seien weiß und lebten in Zelten. Wir sind dann weiter gezogen, so ins Ungewisse hinein, aber meine Schwester und ich hatten nichts mehr zu essen. — Etmal, in einer heißen Nacht, da sind wir an einen Brunnen gekommen, und sie hat geweint und nach Brot geschrien. Da hab ich ihr gesagt, sie solle sich an den Rand setzen, und dann hab ich sie hinuntergestoßen. — Sie hat ja nicht leben können. Es ist besser so zu sterben, als zu verhungern.“

„Ai, Ai,“ — jammerten die Weiber im Chor; „er hat sie hinuntergestoßen! Es ist besser zu sterben, als zu verhungern!“

„Ich hab mich auch hinunterstürzen wollen, aber sie war noch nicht tot und hat vom Grund des Brunnens nach mir geschrien und da hab ich mich gefürchtet und bin davon-gelaufen. — Und dann ist einer aus den Stoppsfeldern herausgekommen und hat gesagt, ich hätte sie getötet und den Brunnen verunreinigt — und sie haben mich vor einen Engländer gebracht — er war weiß und furchtbar — und dann hierher. Aber gesehen hat niemand, daß ich es getan habe, und es

ist doch besser zu sterben als zu verhungern. Und dann war sie ja ein Kind und hat nicht leben können.“

„War nur ein Kind und hat nicht leben können,“ wiederholte die Frau des Oberstallmechis. „Aber was bist du denn? Bist schwach wie ein Huhn und klein wie ein ein-tagaltes Küllen. Was bist denn du?“

„Ich? Ich hab einen leeren Magen gehabt, aber jetzt, jetzt bin ich — satt,“ sagte Klein Tobrah und streckte sich im Sand aus. „Schlafen möcht ich jetzt.“

Die Frau breitete eine Decke über Klein Tobrah und schloß den Schlaf des Gerechten.

Wiegenlied des Negerklaven.

Stich, schwarzes Würmchen, stirb schnell,
ehe der Master dich sieht
und seinen Hausring dir
durch die Ohrklappen bohrt,
und seinen Namen heiß
dir in die Schulter glüht.
Stich, schwarzes Würmchen, stirb schnell,
ehe der Master dich sieht.

Der elektrische Stuhl.

Von Michael Gold, New York.

In diesem Raum öffnet sich keine Bresche der Sonne oder dem Himmel zu; hier gibt es keine Fenster. Der Raum gleicht dem feuchten, von Ratten wimmelnden Kellerloch eines verödeten Bauernhauses. Einer, der von draußen kommt, vermeint hier zu ersticken. Ja, es stinkt hier, stinkt nach Nord. Dies ist der Raum des elektrischen Stuhles.

Unter der mächtigen Lampe säubern zwei Männer den Stuhl; der eine Mann ist dick, der andere dünn. Sie plaudern leise und lässig miteinander — sind Elektriker, haben in ihrer Tasche das Mitgliedsbuch ihrer Gewerkschaft.

„Der linke Jünder ist fast ausgebrannt,“ spricht der dicke Mann.

„Ja, ich werde ihn später ersetzen. Gib mir ein Stück Kautabak,“ erwidert der Dünne.

Die Männer sind geschulte Katakten des elektrischen Stuhles, Knechte des Königs Mord, des Beherrschers der Republik. Allwöchentlich einmal müssen sie den elektrischen Stuhl untersuchen, ob auch alles in Ordnung sei. Das Gesetz gebietet diese wöchentliche Untersuchung.

Der Stuhl muß immer in Ordnung, er muß rein und fleckenlos sein wie das Schwert eines Engels; so will es das Gesetz.

Dieser Stuhl ist der wichtigste Gegenstand in der ganzen Republik, ist der Eckstein unserer Demokratie. Er schützt den Privatbesitz und das Heim. Miete, Zinsen und Profit sind seine Kinder. Ohne ihn könnte John D. Rockefeller nicht jeden Tag friedlich Golf spielen, noch könnte Herr Morgan in seinem Bureau arbeiten und eine von Hypotheken zu Boden gedrückte Welt erobern. Existierte dieser Stuhl nicht, es gäbe überhaupt keinen Staat. Und wie könnten ohne ihn die vornehmen Damen für den Feminismus wirken, in Limousinen fahren, im Ritzhotel Tee trinken? Gott bedarf dieses Stuhles, Gott und die Kirchen und die Tammany Hall; er schützt den Wahlzettel des Freigelassenen. Der Bischof Manning hat diesen Stuhl gesegnet; er ist heilig wie eine Dollarnote. Wäre der Stuhl nicht, die Schulgebäude könnten nicht die amerikanische Flagge hissen und in den Klassenzimmern könnten die Kinder nicht unterrichtet werden. Wäre der Stuhl nicht, es gäbe keine hold errötenden Jungfrauen.

Ich brauche den Stuhl, du brauchst ihn, wir alle brauchen ihn. Begreift ihr denn nicht, daß

er die Feste der Reichen gegen die Armen darstellt, die sterben reide Männer auf diesem Stuhl. Pußt ihn gut, dicker und dünner Mann; er ist notwendig.

Wo ist das nächste Opfer? Noch ist das Verbrechen nicht begangen, und das Opfer wird erst in sechs Monaten sterben; doch muß der Stuhl bereit stehen.

Heute durchwandert er die Straßen mit seinen Kameraden, der junge Arbeiter. Er singt, ist voll Bier und toller Lustigkeit, der übermütige junge Arbeiter. Er schreit dem Auto Scherzworte nach, er wirft hübschen Mädchen, denen er begegnet, herausfordernde Blicke zu. Er zieht tief in die Lungen die kühle, köstliche Nachtluft ein. Ach, es ist gut, jung und hübsig zu sein, wie ein junger Hund! Einer der Kameraden spielt auf der Harmonika, und der junge Arbeiter tanzt im Takt auf dem Bürgersteig dahin.

Das ist sein Kommet, sein Slam auf dem Kommeten. Hier wurde er geschaffen zur Lust, zur Leidenschaft, zum Mord und zur Armut. Die Lichter, das Treiben der Straße, der Schmutz, der Lärm, der ungeheure purpurne Himmel: all dies ist seine Stadt. Zum Teufel mit den Polizisten! Es ist Samstagabend, o junger Arbeiter!

Und dennoch ist er es, der eines Tages auf dem elektrischen Stuhl sitzen wird. Der dicke und der dünne Mann werden ihn bedienen, den Regeln ihrer Gewerkschaft zufolge. Blaue Flammen werden ihn in die Ohren kreischen, er wird schreien, sich unter dem letzten Mydbrand krümmen und winden, der junge Arbeiter.

„Die Umschalter müssen geölt werden,“ spricht der dünne Mann gelassen und spuckt den Kautabak in den Spucknapf.

„Ja. Hat eigentlich die Glocke schon Mittag geläutet? Ich bin hungrig,“ sagt der dicke Mann. Nein, nein, reiche Menschen sterben nicht auf dem elektrischen Stuhl; er wurde für den jungen Arbeiter aufgestellt.

Gasquellen.

An vielen Stellen unserer Erdkruste finden sich unter mehr oder minder großem Druck eingeschlossene Gaslager, die bei Andohrung mächtige Fontänen emporsenden. In früheren Zeiten, als man mit diesen Voten aus der Tiefe noch nichts anzufangen wußte, ließ man die Schätze unbeachtet, die diese Quellen boten. Heute geht man sorgsam damit um und namentlich in den Vereinigten Staaten ist eine große Industrie damit beschäftigt, diese Quellen zu entdecken, sie zu erbohren und in Fernleitung über das Land zu verteilen. Gegenwärtig hat Amerika über 100.000 Kilometer Naturgas-Fernleitungen. Die Menge des jährlich verbrauchten Naturgases beträgt etwa 50 Milliarden Kubikmeter, während das Fabrikgas nur etwa 16 Milliarden Kubikmeter ausmacht. Naturgas wird hauptsächlich von der Industrie verbraucht, Fabrikgas in den Haushaltungen.

Der Preis für Naturgas beträgt etwa 5 Pfennig pro Kubikmeter, während das Fabrikgas etwa 12 Pfennig kostet. Der Großhandelspreis für Industriegas, also bei Lieferung an große Verbraucher, betrug 1925 nur 3 Pfennig. Bemerkenswert ist, daß die Union ungefähr 6 Prozent des ganzen erzeugten Benzins als Nebenprodukt bei der Erdgasgewinnung erhält. In Europa sind Erdgasquellen (abgesehen von einem kleineren Vorkommen bei Hamburg) in Polen, Oesterreich, Siebenbürgen und im Banat. Polen geht gegenwärtig dazu über, diese Gasquellen unter amerikanischer Führung zu modernisieren, man gewann dort 1925 schon gegen 15.000 Tonnen Benzin als Nebenprodukt. Die siebenbürgischen Quellen sind unter deutscher Beteiligung in starker Entwicklung begriffen, doch liegen keine zahlenmäßigen Angaben vor.

Edison über die Stadt der Zukunft.

Der greise Erfinder Edison, der so viel für den technischen Fortschritt geleistet hat, tut einen Blick in die Zukunft und schildert im „Forum Magazine“, wie er sich die Großstadt in 50 Jahren vorstellt. Zeitparende Maßnahmen werden dann noch weiter entwickelt sein als heute, und die Verkehrsfragen werden von dem Mathematiker gelöst werden, der den jetzigen lebenden Verkehrsplaner durch wissenschaftlich arbeitende Maschinen ersetzt. In manchem wird es den Leuten besser gehen als heute, aber in manchem auch schlechter. So erhofft der Weise von Menlo-Park eine erstaunliche Herabsetzung der Steuern, weil dann „die Städte von Sachverständigen verwaltet sein werden“, aber er fürchtet eine große Zunahme der Verbrechen. Die Regulierung des Verkehrs erwartet er von zwei Methoden, einmal von der Anlage besonderer Straßen für die raschen Beförderungsmittel und dann von der Unterdrückung der Straßenkreuzungen. Die Dächer, die jetzt im allgemeinen unbennutzt sind, werden in Landungsstellen für Flugzeuge verwandelt werden, da man durch die Vervollkommnung des Helikopters instande sein wird, senkrecht herunterzugeben. Das wird aber eine Menge neuer Unglücksfälle mit sich bringen, ohne freilich die allgemeine Verwendung des Flugzeuges anzuhalten. Edison glaubt, daß der Lärm in den Städten der Zukunft sehr viel größer sein wird, so groß, daß die Menschen es in diesem Höllengetöse nur aushalten können, wenn sie so ziemlich taub werden. Der Verlust des Gehörs, den er voraussieht, wird eher ein Segen als ein Hindernis für den Stadtbewohner sein. Der Erfinder spricht aus eigener Erfahrung, denn er ist fast völlig taub geworden und empfindet das durchaus nicht als störend, sondern glaubt, daß seine Nerven dadurch gestärkt worden sind. Durch die Verklammerung des Hörsinnes werden nach seiner Ansicht die anderen Sinne eine bessere Ausbildung und

Beschäftigung erfahren. Zum Schluß macht er uns Deutschen ein besonderes Kompliment, denn er sagt, daß die Stadtverwaltung durch Sachver-

ständige sich in den Bahnen bewegen wird, die bereits in Deutschland eingeschlagen worden sind.

Das Glanzstück der Sammlung.

Von Hans Otto Henel.

Wenige Menschen wird es geben, die so fanatisch an ihrem Beruf hängen wie der Dr. Kochler. Aber besser spreche ich in der Vergangenheit, denn wie er mir gestern selbst erzählte, hat er seinen Beruf aufgegeben.

Kochler war Jurist in einer niederen Staatsstellung. Er pflegte häufig zu sagen: Zwei Dinge gibt es, die es wert sind, daß man sich den Kopf darüber zerbreche — die Juristerei und das Schachspiel. Und dann folgten meistens Vergleiche und Beweise, wie die beiden doch so viel Gemeinsames hätten.

„Ob er Verteidiger eines Angeklagten ist oder anklagender Staatsanwalt, hat für den wackeren Juristen wenig zu bedeuten. Das Wesentlichste ist, daß er die knifflische Kunst der Gesetzesanwendung mit allen Schifanen versteht und dadurch beweist, daß er ein Mann von Geist ist. Ueberhaupt ist für ihn der Angeklagte und sein Schicksal nebensächlich. Die Anklage selbst ist es, die der Justiz erst den Boden gibt. Sie ist das Schachbrett, und auf ihr schieben Anklagevertreter und Verteidiger die Paragraphen als Figuren hin und her. Hier, bei diesem Spiel, kann der gewiegte Jurist seine Fäustelnaabe und seinen Wein leuchten lassen.“

Kochler war in allen Strafrechtstheorien zu Hause. Wenn er nicht gerade Schach spielte, konnte er sich stundenlang über Verbesserungs- oder Abschredungsmethode verbreiten, zitierte er unerschöpflich von Justinian bis Wulffen. Eine glänzende Karriere stand ihm bevor. Sicherlich wäre er bald Staatsanwalt und sonst noch was geworden. Und auf diese Karriere hat er kurzerhand verzichtet. Was sage ich: Verzichtet? Hingegessen hat er sie, hingegessen wie eine halb aufgerauchte Zigarette.

Bestern traf ich ihn nach längerer Zeit wieder im Café. Schachpartie gefällig? Ein Wunder geschieht. Dr. Kochler, der begeisterte Schachspieler, der sich sonst um die Ehre gerauft hat, mit mir, dem Meister, zu spielen, lehnt ab. Er werde überhaupt nie mehr Schachspielen, das erinnere ihn zu sehr an seinen früheren Beruf, den Justizdienst. Neues Erfahren meinerseits. „Ja“, sagte er, „ich verkaufe jetzt Schreibmaschinen, und wenn Sie Bedarf haben solchen —?“ Er fände, daß dieses Geschäft bedeutend anständiger sei als das Jonglieren mit Gesetzesparagraphen.

Nun mußte er natürlich erzählen.

Sie werden wissen, begann er, daß der Staat seinen Juristen, bevor er sie auf den Bürger losläßt, Gelehrtheit gibt, alle Zweige der Justizpflege kennen zu lernen. Bitte, lächeln Sie ruhig über die Großsprecherei der letzten Worte. Sie hat den Vorzug, ein amtlicher Ausdruck zu sein. In Verfolg dieser Bestimmung — lächeln Sie doch, lieber Freund, auch dieses Wort ist amtlich — kam ich vor vier Wochen mit noch einigen anderen Herren nach M. Wir sollten uns dort das nach modernen Prinzipien neu eingerichtete Gefängnis ansehen. Das Gefängnis unterzieht einem Staatsanwalt, der uns lebenswürdig und kollegial empfing. Selbstverständlich wurden, wie immer unter Akademikern, erst die persönlichen Beziehungen erörtert: Wo haben Sie studiert, bei welcher Verbindung waren Sie aktiv? und ähnliches. Das Ganze ist zwar dienstlich, aber dank dem Korpsgeist, von dem die weitaus größere Menge Juristen besetzt ist, er-

hält es einen verbindlichen und persönlichen Anstrich.

Bevor wir die allgemeine Besichtigung begannen, machte uns der Staatsanwalt mit einigen besonders interessanten Akten bekannt und zeigte uns dann eine Sammlung, die er sich während seiner einjährigen Amtstätigkeit im Gefängnisse angelegt hatte. Diese Sammlung, etwa zwanzig Stücke enthaltend, bestand durchweg aus Werkzeugen, mit denen Gefangene sich das Leben zu nehmen versucht hatten. Da waren Scherben vom Hagestirz, Stricke, die aus dem Strohhackewebe gedreht waren, Löffelstiele, die man zu verschlucken versucht hatte, und ähnliche primitive und zum Selbstmord ungenügend geeignete Gegenstände. Der Staatsanwalt erklärte auch lächelnd, daß mit diesen Instrumenten noch keiner das angebliche Ziel erreicht habe, sondern daß die Häftlinge mit diesen scheinbaren Selbstmordversuchen nur bezweckten, in die Krankenabteilung des Gefängnisses zu kommen, wo die Kost abwechslungsreicher und die Möglichkeit, zu entfliehen, größer sei.

Nun, wir lächelten mit dem Staatsanwalt und traten dann mit ihm den Rundgang an. In den Werkstätten und Waschlüchen schauten wir bei der Arbeit zu, und in der Küche kosteten wir vom Essen, das wir für ein Gefängnis als gut und ausreichend fanden. Dann durchschritten wir die langen Korridore mit den Zellen, ließen uns die eine oder andere aufschließen und sprachen ein paar Worte mit dem oder jenen Gefangenen, der uns interessant genug erschien. Manchmal schauten wir durch die Gucklöcher, durch die man die Zelle übersehen kann, ohne daß der Insasse es bemerkt. Ich gestehe, daß es menschlich nicht besonders schön ist, eingeschlossene Unglückliche wie die Tiere in einem zoologischen Garten zu beobachten, aber man ist eben Jurist.

Durch ein solches Türloch spähend, fiel mir ein Häftling besonders auf. Er trug nur Hemd und Hose ohne Hosenträger und ging ruhelos auf und ab, mit gleichmäßigen Schritten. Der auf den Boden geheftete Blick war finster und ohne jenes Sicheergebenhaben, das ich an fast allen Gefangenen beobachtet hatte. Ich bat den Staatsanwalt, mir die Zelle aufschließen zu lassen. Er tat es, machte mich jedoch darauf aufmerksam, daß dieser Mensch nicht nur ein gefährliches Subjekt, ein Landfriedensbrecher mit einer hohen Strafszeit, sondern überdies Querulant und Simulierer aller möglichen Beschwerden sei, die daraus hinausliefen, freizukommen oder einen Strafausschub zu erhalten.

Als wir eintraten, schaute uns der Gefangene lange wild, aber schweigend an und sagte dann: „Ist das endlich die Kommission, die meinen Fall gerecht untersuchen und mich freilassen wird?“ Der Staatsanwalt verwies ihm seine Rede, die eine Beschimpfung seiner Richter enthalte, denn die hätten ihn vollkommen rechtlich auf Grund der Gesetzesbestimmungen wegen Landfriedensbruches verurteilt. Da fuhr der Gefangene auf:

„Kennen Sie das gerecht? Wir hungerten mit unseren Frauen und Kindern, weil wir ohne Arbeit und Verdienst waren. Die Stadtverwaltung, an die wir uns wendeten, behauptete, nichts für uns tun zu können. Da taten wir uns zusammen und zogen hinaus zu den Bauern. Die hatten in Fülle, aber sie verkauften nur für

schweres Geld an die reichen Fabrikherren. Als sie uns nichts geben wollten, nahmen wir, was wir brauchten.“

„Sehen Sie,“ antwortete der Staatsanwalt, „Sie haben sich also gegen die Gesetze vergangen und sind mit Recht bestraft worden.“

„Ja, gibt mir denn das Gesetz nur das Recht, zu verhungern, nicht aber das, meinen Hunger zu stillen?“ rief der Häftling.

„Sie sind ein auffälliger Querulant!“ rief der Staatsanwalt, als wir uns schon zum Gehen wendeten.

„Derr Staatsanwalt,“ rief uns der Gefangene nach, „geben Sie mich wenigstens acht Tage frei. Meine Frau muß in diesen Tagen niederkommen, und ich fürchte, sie geht dabei zugrunde.“

Bei seinen letzten Worten hatte der Wärter schon die Türe wieder verschlossen. Wir gingen weiter, ließen uns noch die Bibliothek, das ärztliche Untersuchungszimmer, den Kirchensaal und einige andere zweckmäßige Einrichtungen zeigen, und gelangten schließlich wieder zu den Diensträumen des Staatsanwaltes. Wir setzten uns um einen großen Tisch, der Staatsanwalt bot Zigarren an, wir tauschten unsere Meinungen über das Gesehene aus und kamen in ein angeregtes Fachgespräch. In unser fast gemüthliches Geplauder kam der Oberwärter, der dem Staatsanwalt die Meldung brachte, daß der Gefangene auf Zelle 107 soeben einen scheinbar ernstlichen Selbstmordversuch unternommen habe, indem er sich die Pulsadern durchschneit. Der Staatsanwalt ordnete die sofortige Herbeirufung des Gefängnisarztes an und entschuldigte sich dann, da er den Fall untersuchen müsse.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück.

„Er ist tot, und ich bin genötigt, ein Protokoll aufzunehmen. Es ist der Landfriedensbrecher, der Kerl, der sich vorhin so auffällig benahm. Tatsächlich hat er sich die Pulsader durchgeschnitten und ist verblutet. Sehen Sie, auf welcher raffinierte Gedanken die Brüder kommen. Von der kleinen Blechschachtel, die jeder Gefangene für seine tägliche Fettration bekommt, hat er ein Stückchen losgebogen, hat es auf dem Zement des Fußbodens geschärft und es nun als Messer benutzt.“

Der Staatsanwalt zeigte das Stückchen Blech, an dem noch rotes, flüssiges Blut klebte, herum, holte dann aus dem Schranke die Kästen, in denen er seine Sammlung verwahrt, legte den Metallscherben behutsam hinein und sagte: „Das erste Stück, das Todeserfolg zu verzeichnen hat, und sicherlich das interessanteste, ja das Glanzstück meiner Sammlung.“ Dann empfahl er sich uns, um das Protokoll aufzusetzen.

„Am folgenden Tage“ schloß der Dr. Kochler, „habe ich um meine Entlassung aus dem Justizdienst nachgesucht, und seitdem habe ich auch das Schachspiel aufgegeben. Aber wenn Sie eine Schreibmaschine brauchen sollten — meine Adresse ist Ihnen ja bekannt.“

Verfilmtes Familienleben im Adlerhorst.

Der englische Ornithologe Knith gibt in einem Londoner Blatt einen anschaulichen Bericht über seinen Versuch, das Leben in einem Adlerhorst zu verfilmen. Der Schauplatz dieser ungewöhnlichen Ausnahme war ein bergiges Terrain in Schottland, wo Knith in geringer Entfernung von dem Horst eines Steinadlerpaars seine Kamera aufstellte. Er konnte beobachten, wie die jungen Adler von der Mutter gefüttert wurden. Merkwürdigerweise kümmerte sich das Adlerweibchen ganz und gar nicht um den Operateur. Auf dem Film ist auch eine tragische Szene festgehalten, die sich zwischen den jungen Nestlingen, einem Männchen und

einem Weibchen, abspielte, und die damit endete, daß der kleinere männliche Adler von dem Weibchen aus dem Horst geworfen und an den Felswänden zerfchmettert wurde, ein Vorgang, dem die Adermutter gleichgültig zusah. In dem Horst konnte Knith die Feste von zehn Säusen, sechs Hasen und vier Kammchen feststellen, die von dem alten Adler in den Horst geschleppt und bis auf die Federn und die Felle verspeist worden waren. Eines Tages wurde der Horst von einem Regensturm von den Felsen gerissen und blieb fallend in den Bäumen am Fuße der Felsklippe hängen. Die kleinen Adler blieben unverletzt, und Knith kroch in die Wärme herauf, um die Tiere wieder in den Horst zu setzen, ohne der Bisse zu achten, die ihm von den Tieren versetzt wurden. Als dann die Mutter zurückkehrte, nahm sie die Fütterung wieder auf, ohne sich über den veränderten Standplatz des Nestes Gedanken zu machen.

— **Allerlei.** —

Der größte Weinstock der Welt. Dieser Weinstockriebe, der im Jahre 1768 gepflanzt wurde, steht in den königlichen Gärtnereien zu Hampton-Court bei London. Seine Reben, von denen einzelne bis zu vierzehn Meter lang sind, füllen ein 15 Meter langes Gewächshaus, in dem er unterhalb des Daches auf Latzen ausgebreitet wächst, sogar — freilich unter der sorgfältigsten gärtnerischen Pflege — auch noch immer weiter.

Stiere und rotes Inoh. Die vielfach im Volke verbreitete Annahme, daß rote Farbe aufreizend auf Stiere wirke, scheint nach neueren Untersuchungen nicht haltbar zu sein. Nach Hempelmans „Tierpsychologie“ wurden dreihälftig Simentaler Stieren rote Tücher vorgehalten, vor ihren Augen geschwenkt, ja ihnen sogar leicht um den Kopf geschlagen: „Kein einziger von ihnen wurde bei diesen Versuchen irgendwie in einen Reiz- oder Erregungszustand versetzt.“ — Danach scheint das vierbeinige Rindvieh immerhin intelligenter zu sein als manches zweibeinige.

Die unlösbare Ehe. Im Jahre 1865 hat der Herzog von Marlborough in der New Yorker Episkopalirche die damals 17jährige Consuelo Vanderbilt geheiratet. Nach 25 Jahren beschloßen die Ehegatten, sich zu trennen. Da sie aber keine Lust hätten, die Umständlichkeiten eines Scheidungsprozesses auf sich zu nehmen, fanden sie ein einfacheres und gründlicheres Mittel, ihren Ehebund aufzulösen. Sie traten zum Katholizismus über und verlangten vom Bischof von Southwark die Annullierung ihrer Ehe. Der Bischof von Southwark verschloß sich den Wünschen des Herzogs und der Willkürs-töchter nicht und erklärte die Ehe für ungültig, weil Consuelo Vanderbilt vor 25 Jahren nicht aus freiem Willen, sondern, von ihrer Mutter gezwungen, den Herzog geheiratet habe. Im folgenden Jahre gingen die geschiedenen Ehegatten neue Ehen ein. Jetzt hat auch der geistliche Gerichtshof in Rom die Ungültigkeitserklärung der Ehe bestätigt. In den protestantischen Kreisen Englands und Amerikas erregt diese päpstliche Entscheidung großes Aufsehen. Der Bischof Manning, in dessen Kirche die Ehe seinerzeit geschlossen worden ist, gab von der Kanzel herab seinem Erstaunen Ausdruck, daß die katholische Kirche, die sich der Ehescheidung so unnachgiebig widersetzt, eine Ehe annulliert hat, der zwei Kinder entsprossen sind und die lange Jahre hindurch von beiden Gatten freiwillig anerkannt worden ist. Das Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe läßt eben mit sich reden, wenn man über genügend Einfluß und Geld verfügt.

Gedanken-Splitter.

Aus Hebels „Schachläßlein“.

Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde, der andere erwirbt sich Freunde. Die schlimmer sind als Feinde.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Neue, daß es schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht, diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Geben.

— **Heiteres.** —

Ein bewegtes Leben. „Der Angellagte“, führte der Verteidiger aus, „kam in Kinderschuhen nicht vorwärts, weshalb er sich auf Petroleumlöffeln legte. Als er auch damit Beach hatte, bereifte er die Provinz in Damenwäsche, was er aber bald aufgeben mußte. Er vertrat nun Eier, kam aber dabei nur tiefer in die Sofe. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, mit Klaviere auf einen grünen Zweig zu kommen, wollte er sich mit Siroh über Wasser halten. Leider mißglückte ihm auch das. Ein Freund griff ihm mit Stacheldraht unter die Arme, aber auch dieses war vergebens. Da warf er sich auf diese unglückseligen Oelfarben, und das — ich muß es zugeben — war eine Unvorsichtigkeit, die er jetzt als Besselter büßen soll.“

Subversität. „Herr Doktor,“ so fragt die Gattin hangen Herzens den Arzt, der soeben den schwerkranken Mann untersucht hat. „Es handelt sich doch nicht etwa um eine lebensgefährliche Operation.“ Beruhigend antwortet der Arzt: „Gewöhnlich gelingt im vorliegenden Falle unter fünf Operationen nur eine. Aber Sie brauchen sich deshalb keine Sorgen zu machen, gnädige Frau, bei den vier letzten Operationen, die ich vorgenommen habe, sind mir die Patienten gestorben; wir dürfen daher mit Sicherheit erwarten, daß die fünfte gut verläuft.“

Kindermund. Die Schreierin einer Berliner Mädchenschule, welche in nicht geringer Angst vor den Pockenepidemien sich befand, nicht ihrer eigenen Gesundheit halber, sondern weil bei einem vorkommenden Falle sämtliche Schülerinnen wegbleiben könnten, bat die Kinder, sobald jemand in der Familie krank würde, ihr davon Mitteilung zu machen. Wenn aber die Krankheit ansteckend sei, lieber gleich zu Hause zu bleiben. Am anderen Morgen kommt ein kleines

Mädchen quetschbergnügt in die Klasse gesprungen, nimmt den Finger aus dem Munde und ruft: „Liebes Fräulein, meine Mama ist krank. Ich habe einen kleinen Bruder bekommen, aber Papa meint, es wäre nicht ansteckend für Sie!“

Schwierig. „Du, Junge, da hinten in der Ecke, sage mir mal: Essen wir das Fleisch des Walffisches,“ fragte der Lehrer. „Ja,“ erwiderte der Schüler. „Und was,“ fragte der Lehrer weiter, „machen wir mit den Knochen?“ „Wir legen sie auf den Tellerrand.“

In Bojshnik steht die Fahnenweihe des Gesellenvereins bevor. Da es bei den erforderlichen Ehrenjungfrauen mit den Festkleidern hapert, bittet eine Abordnung der fraglichen Jungfrauen einen als wohlthätig bekannten Kaufmann um billige Ueberlassung von weißem Stoff. Auf die Frage des Kaufmannes, wozu denn soviel Stoff nötig sei, erfolgt die Antwort: „An, der Herr Pfarrer hat doch gesagt, wir müßten uns als Jungfern verkleiden.“

In Potsdam fragt der Leutnant den Rekruten Kohn: „Sagen Sie mal, warum soll der Soldat für seinen Kaiser und für sein Vaterland sein Leben lassen?“ Darauf Kohn: „Das frage ich mich auch!“

Die beste Kritik. „Nun, wie gefällt Ihnen mein neues Stück?“ fragte der Autor eine bekannte junge Dame. „Wundervoll!“ ruft diese entzückt aus, „ich habe mich im Zwischenakt verlobt.“

— **Rätsel-Gee.** —

Silbernrätsel.

Aus den Silben: a bal de del di e ein er fant ga gra ha ho ler lu forb forb le le me nit aus ra ro re ri rih ru so trag u ul wun zu sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben oon unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (dem ersten Wort ist der vorletzte und letzte Buchstabe zu entnehmen). Die zu suchenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Geprägnart, 2. Baum, 3. Lastenträger, 4. Teil des Hauses, 5. afrikanische Landschaft, 6. Verletzung, 7. etwas Unvermeidliches für die Hausfrau, 8. Tierchar, 9. asiatische Halbinsel, 10. Stadt in der Schweiz, 11. Säugtier, 12. Planet, 13. italienischer Freiheitskämpfer. (h = 2 Buchstaben.)

Zahlenrätsel.

1.) 1 2 3 4 5 6 7 8 9, 2.) 2 1 9 4 8, 3.) 3 1 5 5 4 5 6 4 8 9, 4.) 4 8 6 4, 5.) 5 4 9 4 8, 6.) 6 4 4 8 4, 7.) 7 8 5 4, 8.) 8 7 5 4 5, 9.) 9 8 1 6 4 5. Statt der Zahlen setzt man Buchstaben. Die wagrechten Reihen bedeuten dann: 1. Dt. Stadt, 2. Aufbewahrungsraum, 3. Schlachtopfer im Weltkrieg, 4. Nachlaß, 5. Volksstamm, 6. Kleine Frucht, 7. Behälter, 8. alte Schriftzeichen, 9. kleiner Wasserabfluß. Die erste wagrechte Reihe von links nach rechts und die erste senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, sind gleichlautend.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbernrätsel. 1. Anna, 2. Sahara, 3. Schu-bert, 4. Agrippa, 5. Petroleum, 6. Sturmbock, 7. Hogen, 8. Amillen, 9. Befen, 10. Pflanzschlange, 11. Ratur, 12. Friedrich, 13. Kofel. — „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn.“